

Der Blinde, der in Jericho bettelnd am Weg hockte, hatte sicher viele Wünsche: dass die Passanten großzügig sein mögen, dass sich nicht in seiner Nähe ein anderer Bettler als Konkurrenz niederlasse, dass zu seiner Blindheit nicht noch Taubheit oder eine andere Krankheit dazukämen, dass ihn die Hunde in Ruhe lassen usw. Diese vielen Wünsche des Alltags überdeckten fast den einen großen Wunsch, den er sich schon gar nicht mehr zu wünschen traute: wieder sehen zu können, wieder das Licht des Himmels und die Farben der Erde sehen zu dürfen. Als er aber hört, Jesus komme vorbei, – Jesus, von dem mancherlei Wunderbares erzählt wird – da bricht dieser große Wunsch auf und aus ihm heraus, und er denkt sich: um seine Aufmerksamkeit zu erhalten, damit er mir hilft, muss ich ihn mit dem größtmöglichen Titel ansprechen, mit dem des Messias. Und so schreit er: Jesus, Sohn Davids (denn das heißt soviel wie Messias), erbarme dich meiner. Und wahrhaftig: Jesus ruft ihn zu sich und, o Wunder, er heilt ihn sogar von seiner Blindheit. Der Blinde ist natürlich überglücklich. Aber es ist außerdem noch etwas anderes geschehen. Er ist von Jesus offenbar noch tiefer getroffen worden. Denn er geht nicht heim, sondern er reiht sich in die Schar der Jünger ein und folgt Jesus auf seinem Weg.

Die meisten von uns hier sind vom Schicksal der Blindheit nicht getroffen worden. Wir können sehen. Wir brauchen also nicht auf eine wunderbare Heilung zu hoffen. Damit geht uns freilich auch eine Chance der Begegnung mit Gott verloren. Oder ist uns diese Begegnung schon geschenkt worden, weil es uns einmal aufgegangen ist, dass die Sehkraft ein Wunder der Schöpfung ist, die ganz unselbstverständlich ist und uns nur deshalb nicht täglich in Entzücken versetzt weil sie eben täglich geschenkt wird? Muss man erst eine Zeitlang halb blind sein, um aufzuwachen und für seine Augen dankbar zu werden? Ich kann mich noch an die Zeit erinnern, als die Operationen am Grauen Star aufkamen. Sie waren damals eine Seltenheit und man musste dazu in die Klinik nach Bonn fahren. Einer meiner älteren Freunde, der von dort geheilt zurückgekommen war, sagte mir auf einer Wanderung auf einem Höhenweg im Gebirge: ‚Ich kann mich an den Farben nicht sattsehen. Ich habe gar nicht mehr gewusst, wie schön die Welt ist.‘ Heute ist die Star-Operation in den meisten Fällen eine Routine geworden, nicht nur für die Ärzte, sondern oft auch für die betroffenen Patienten, so dass das Wunder schon fast nicht mehr wahrgenommen wird, sondern von der hingegenommenen Routine überdeckt wird. So geht eine Chance der Begegnung mit Gott verloren. Es muss aber nicht so sein. Man kann sie auch entdecken. Der Hauptfeind des Glaubens ist ja nicht der Unglaube, sondern die Gedankenlosigkeit, die Abstumpfung und Blindheit der Augen des Herzens.

Ein weiser Mensch hat einmal gesagt: In allen Dingen, in allen Umständen deines Lebens, will Gott mit dir Begegnung feiern. Das gilt für das Wunder der Gesundheit, die wir meist allzu sehr wie selbstverständlich hinnehmen. Es gilt aber auch für die Krankheit, die wir gar nicht übersehen können. War nicht die Erblindung des Bartimäus von Jericho ein Unglück, das den Weg vorbereitete zum größten Glück seines Lebens? In seinem Unglück hat er sich vielleicht manchmal gedacht: Das ist doch kein Leben mehr; wenn ich nur stürbe! Später aber kam ihm dann wohl ein anderer Gedanke: Wenn ich damals gestorben wäre, dann wäre ich auch Jesus nicht mehr begegnet und hätte das Wunder meiner wieder geschenkten Sehkraft nicht mehr erleben dürfen. Nein, das war es doch wert, all die Jahre der Blindheit und Demütigung. Ohne sie hätte mir die Heilung nicht viel bedeuten können, wie die vielen Menschen, die sehen können, ihre Augen nicht als Wunder erleben. Und die bittere Strecke der blinden Jahre war vielleicht der Weg, auf dem ich langsam dorthin geführt wurde, wo ich Jesus traf.

Ein Mensch, der mir nahe steht, hatte als kleines Kind ein Krebsleiden, an dem er fast gestorben wäre. Eine massive Bestrahlung zerstörte den Krebs und rettete ihm das Leben. Was das bedeutete, konnte das Kind gar nicht ermessen, sondern nur seine Eltern. Fast 50 Jahre später trat der Krebs wieder auf. Man sagte ihm, es handle sich wahrscheinlich um eine Spätfolge der Bestrahlung, die ihm als Kind das Leben gerettet hatte. Sollte er nun sagen: Wenn ich nur damals gestorben wäre, dann wäre mir all das erspart geblieben? Das wäre doch recht undankbar und dumm gewesen. Der Krebs wurde erfolgreich operiert. Man sagte ihm: das sei nicht einfach gewesen; jetzt komme es darauf an, dass, was leicht geschehen könne, keine Metastasen wiederkämen, denn dann sähen die Aussichten sehr schlecht aus und ein schlimmer Tod drohe. Der Krebs kam in der Tat nicht wieder. Dass das eine Art Wunder war, übersah mein Freund jedoch, denn inzwischen belasteten ihn andere schwer erträgliche Dinge. Da beschlich diesen Menschen wieder der Gedanke: Wenn ich nur damals gleich gestorben wäre, dann wäre mir all das erspart geblieben! Mit dieser Anwendung wurde er nicht sofort fertig. Erst nach einigem Hin und Her dämmerte ihm, wie viel Undankbarkeit und auch Feigheit in der Flucht in diese Todesphantasie lag. Er musste erst anerkennen, dass das Leben noch einige Aufgaben für ihn bereithielt. Vor allem war es für ihn wichtig zu erkennen, dass Gott auch jetzt, unter seinen Belastungen, in neuen Formen Begegnung mit ihm feiern wollte, und sich so erst recht als ‚sein‘ Gott, sein persönlicher Gott offenbaren wollte.

Denn solange wir Gott nur so im Allgemeinen denken, haben wir ihn noch nicht wirklich erkannt. Wirklich erkennen wir ihn nur, wenn wir ihn als unseren ganz persönlichen Gott empfinden, der jeden von uns ganz persönlich ausgedacht hat und mit seinem Interesse begleitet.

Gerd Haeffner SJ